

Nr. 77 Bromberg, den 2. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

Vorspruch.

Der Berg ist kein Berg in den Augen des Felsenkraxlers. Er ist nur ein bescheidener Vasall des fernen Schneekönigs, eine seiner gegen das verflachende Hügelland hinaus vorgeschobenen Trutzburgen. Sein Wintermantel schmilzt manchmal schon in den ersten Maitagen bis auf ein paar schmutzige Muldenreste zusammen, und er schielt mit heimlichem Neide nach den gleißenden Schneekuppen hinüber. Doch wie denn kleine Vasallen oft um so größere Tyrannen sind, so hat der Berg seinen klingenden Namen Wetterstuhl keineswegs um seiner übergroßen Freundlichkeit willen bekommen. Im Volksmunde heißt er zwar kurzerhand „der Berg", oder, wenn man ihm die verdiente Ehre antun will, „der Höchst". Denn das soll gesagt sein, von seinen Nachbarn reckt keiner sein Haupt so hoch wie er in die Bläue hinein. Dem nahen Belserruck, der ihm vor Jahr und Tag noch vor der Sonne gestanden, ist vor lauter Hochmut der Gipfel entzweigeborsten. Auch das Mühlhorn und der hochnasig wie zu einem verschmähten Freier zu ihm herübergaffende Frauenberg können sich an graulichen Steilschluchten, an jähen Felsstürzen nicht mit dem Wetterstuhl messen. Aber es birgt auch keiner so schöne, treue Bergheimaten in seinen Tobeln und Windschutzfalten, keiner trägt auf so hoher Warte ein Dorf, ein richtigbeschaffenes Dorf. Es ist gleichsam auf seine Altane hingestellt. Ach, es haben auf der schmalen Rampe nur wenige Heimstätten Platz, und auch diese blicken sich zu Zeiten scheel an, weil jede der andern den Baugrund mißgönnt, das Vorgärtchen, den Wiesenhang, um den der seinige zu klein hat bleiben müssen. Gleichwohl ist der Berg stolz auf sein Dorf Guldiswil und auf dessen stattliches Wirtshaus zur Bergstube. Er trägt Sorge zu den schmalen Heimwesen; keinen Erdschlipf oder Felssturz läßt er auf Garten und Straße gleiten, am wenigsten auf das letzte Haus unterm Ahornwald; denn er weiß wohl, dieses winzige Schulhäuschen schafft es fast allein, daß die letzten zähen Bauernmenschen noch immer zu ihm halten. O wie viele sind abtrünnig geworden in den bösen Jahren, da ihnen die Fabrik im Tale das bißchen Heim- und Winterarbeit wegstahl! Wie manches liebe Heimeli an der Sommerhalde gegen den Steinigfluß hinab ist verlassen und geschleift worden! Dicker Wildwald tut sich wohl auf dem Grunde, der vordem Stuben und Kammern trug. Die einst so sonnenvergnügten Hausäckerlein und Weidelehnen müssen ihren Tag im tiefen Waldschatten verdämmern.

Menschen haben den Wald wieder gepflanzt, Nachfahren derer, die ihn vor Zeiten ausgereutet. Er soll das böse Wasser aufhalten und zähmen helfen, die Steinig, vor der die Talleute bis weit in die Ebene hinaus so oft in Furcht erzittern mußten. Der Berg hat mit Groll zugesehen, wie man in seine Wangen neulich Gestäude und Fichtengewurzel eingrub. Er hat dem zierlich in Reih und Glied aufsprossenden Jungholz mit Schneelasten und Schloßenwurf arg zugesetzt. Doch weil er nun einmal ein wunderlicher Geselle ist, der sich selber manches Rätsel aufgibt, hat er die vielzerzausten und oft geknickten Tännlinge doch je und je in einer guten Stunde wieder geliebkost und mit dem Trost seines geheimen Wohlmeinens aufgerichtet, bis daß sie sich übereins zu Kraft und zu fröhlicher Widerstandslust heraufgemüdet hatten. Ja, das hat der Berg getan. Man kann lächeln darüber, wenn man weiß, mit welch schwerem Leid er die eingeborenen Menschenkinder von seiner Sommerhalde scheiden sah. Aber man muß auch bedenken, daß der Wald seine erste, grüne Liebe war. Die Menschen sind erst nachher zu ihm gekommen. Wie hat er diese seltsamen Erdkreaturen, die an seinen zahmen Lehnen, auf dem Windruck, in der Bärenhöhle Heimat nahmen, anfänglich mit Mißtrauen, ja mit böser Haßfreude verfolgt — und wie schnell hat sich der Unberechenbare an ihr Tun und Wesen gewöhnt! Wie viel Kurzweil hat er bald gefunden an ihrer Einfalt, an ihrer schlauen Erwerbsfreude, an ihrer großen Unbeholfenheit! Ja, sie sind ihm ans Herz gewachsen in der langen Zeit, das ist seine Schwäche und seine liebe Not. Und eben darum gibt er ihnen mit Fleiß viel, viel Saures zu schmecken, er weiß, daß sie das Süße nachher nur um so freudiger mit allen Sinnen zu erkosten und auszutrinken vermögen. Der Fremdling kann den Berg von sieben Seiten her siebenmal ersteigen, ohne von ihm auch nur soviel zu erfahren, wie das unmündige Kind, das am Rand des Schürliholzes Anemonen pflückt.

Der Berg kann hart sein, aber er kann auch lächeln. Er kann arme Stuben unter der Windschneide zu guter Zeit mit einem Glanz füllen, der wie aus treuen Augen ist. Er kann ein verwettertes Einödhaus in heller Sommernacht so förmlich in seine Arme nehmen, er kann es so sichtbarlich mit seiner Liebe umgeben, daß das Wissen um Sturm und Ungemach wie ein verlorener Hauch von ihm abfällt. Mögen auch die, die er hegt und nährt, die mit ihm verwachsen sind, in ihrem Wesen oft klein und zugedeckt erscheinen, nicht geschickt, mit Gebärden groß zu tun, sie sind doch an der Kraft des Berges gewachsen. An seinem Schweigen, an seiner Gewalttätigkeit, an seiner Gnade. Viele von ihnen sind groß in ihrer großen Gelassenheit allem Süßen und Schweren gegenüber.

Wenn der Frühling im Grasgarten des Gfirsthöfleins steht und nach den drei Heimaten auf der Pfandegg hinüber-

steht, dann überwältigt ihn oft ein großes Staunen über die Wunder, die er selber hüben und drüben in wenig Tagen gewirkt hat. Er weiß nicht mehr, was er tut, er dreht sich wie närrisch im Kreise herum, und die Menschen, die das sehen, junge und alte, ja selbst das trockenste Bäuerlein, alle müssen sie mittanzen, jeder an seinem Ort, manche wohl nur im Geiste, viele aber mit Leib und Blut; und das sind vorab die jungen Mädchen, die dann nachher ohne Garn spinnen können, wie das Sprüchlein geht. Wie lange haben sie in den kleinen Stuben gesessen und zugesehen, wie der Frühling mit dem Bergwinter Schlachten schlug. Oh, der Kampf war so hart und wollte so gar kein Ende nehmen, daß sie jetzt wie von einer Sünde befreit in den Tag hinaus laufen möchten.

Es wäre für den Berg eine lächerlich kleine Sache, seine Getreuen reich an Gut zu machen; er tut es nicht, er läßt sie wohl auch weiterhin den Weg der Sorgen gehen. Warum hätte er sonst dem klugen Mann die Hilfe versagt, der vor Jahr und Tag den mächtigen Goldstollen in das Nagelfluhgestein hineintrieb? Warum hätte er ihn derart mit Blindheit geschlagen, daß er, kaum noch um die Breite einer Hand von der gelben Erzader entfernt, sein Mühwerk mit einem schweren Fluche aufgab? Es war ja vom Guten, denn nun konnten auch die vom Goldfieber erfaßten Wunn- und Weidbäuerlein gemach wieder heil werden. Noch heute weiß es jung und alt: der Kern des Berges ist Gold. Aber man weiß auch, daß jede Hand, die danach graben möchte, durch den Fluch des fremden Mannes gebannt ist, und daß der Schatz nur durch ein Zufallsglück gehoben werden kann. Wie manches krummgewerkte Mütterchen hat sich im Tieftraum mit einem schweren Goldklumpen im Schurz den Schluchtpfad ob dem Stollen hinaufgemüht. Bleischwer ist ihr die Wunderbürde geworden, doch ihre Welkheit hat standgehalten. Nun wird dann die große Zeit wie ein Held über Not und Sorgen wegschreiten. Nur für die wenigen Auserlesenen, die im Liebeskreis ihrer Seele daheim sind, gibt sie die letzte Kraft ihres verrinnenden Lebens her. Der verblühten Tochter soll spät das Brautgut werden, das sie schön und begehrenswert machen wird, dem Sohn die heißumwünschte Alpweide im Windschutz, und dem vom Felssturz erschlagenen Mann ein Grabstein auf dem Friedhofe zu Steiniggrund. Oh, auch der Heimgegangene hat vielleicht in seiner jungen Zeit, wenn er im Düstertobel nach seltenen Schattenblumen suchte, plötzlich einmal schier unbewußt mit gepfeiltem Blick in eine Gesteinsspalte hineingezündet. Und der Berg ist lächelnd hinter ihm gestanden: „Heute nicht! Du wirst finden, wo du nicht suchst . . .“

Die Verlobung.

Hannes Fryner steigt gemessenen Schrittes durch die föhnige Frühlingsnacht gegen den Kirschgartenhof hinab. Nur ungern hat er vom Heiletsboden aus den Umweg über das Höflein zur Wehrtanne gemacht; aber der dürftige Fußsteig durch das Bärentobel hat seine Tücken. Er läuft sogar ein gutes Stück hart am Rande der Bärwand hin, die kirchturmtief in die Bachschlucht abfällt. Wer auf Freiersfüßen geht, wählt doch lieber sichere Pfade.

Ja, auf dieses Ziel ist der späte Abendgang eingestellt: Hannes Fryner hat hinter seine kleinen Pläne und Enttäuschungen einen Punkt gesetzt, er will die Ros Amstein vom Kirschgarten heute in allem Ernst und mit aller Gelassenheit vor Ja und Nein stellen. Die Sache ist reiflich erwogen und überdacht. Verliebtheit plagt ihn nicht. Die Ros könnte hübscher sein, das gibt er sich zu. Aber man lernt sich in der Welt bescheiden; und ein rechtgewachsenes Weibsbild ist das Kirschgartenkind immerhin. Und daß sie in Sorgen und Armsein aufgewachsen, ist kein Fehler; in einen Honighafen kann er eine Frau auch nicht setzen, wenn auch im Hause zur Quell auf Heiletsboden bessere Stuben sind, als in mancher andern Bergheimat. Dazu hat die Ros schaffen gelernt, keine Arbeit ist ihr zu viel. Sie mäht an der steilsten Halde, sie trägt auch Heubürden ein, wenn am Berg ein Wetter heraufzieht.

Und dann blinkt da zuhinterst im Herzen noch ein winziger Hoffnungsschimmer: wäre es nicht möglich, daß ihm Rosens Oheim, der Wehrtanner, endlich den Wald zu kaufen gäbe, das längstbegehrte Brockenholz, das fast unmittelbar vor dem alten Frynersitze zur Quell wie eine schwarze Mauer aufsteigt? Das ist eigentlich, wenn er es sich auch hartnäckig wegleugnet, der tiefere, nein der einzige Grund, warum er trotz einer gewissen Abneigung immer wieder einmal an die Ros gedacht hat . . .

Den Ausschlag hat in der Sache schließlich der unverfrorene Korb gegeben, den ihm das Schürbach-Lieseli am vergangenen Sonntag erteilte, die hübsche Liesel Kämpf, die hin und wieder im Wirtshaus zur Bergstube aushilft. Er hat sie spät am Abend heimbegleitet und die günstige Gelegenheit zu einer ernsthaften Werbung ausgenützt. Was hat ihm die Liesel zum Bescheid gegeben? „Du, Hannes, wenn es dir ernst ist, so wirst du dich ja schon noch so ein stucker sechs, acht Jährlein gedulden können. Sobald es dann einmal bei mir aller Tage Abend wird und mir kein anderes Glück mehr offen steht, als da oben in der Rüüchi, auf unserer Hogerwelt alt und grau zu werden, dann wirst du mir lange nicht der Letzte sein; ich will mir dich notieren.“ Er hat darauf gleich mitten im Gehen den Schritt angehalten und ihr die Hand hingestreckt. „Hab kurze Zeit! Um eine, die das Daheimsein in einem guten alten Berghaus verachtet, laß ich kein Herzeleid in mir groß werden.“

In jener Nacht hat er es ausgeheckt, ganz vom Unmut und vom verletzten Berglerstolz beraten: Jetzt mach ich das, was mir der Verstand schon lang angegeben hat, jetzt heirat ich die Ros! Schön oder nicht schön! So ein hochnasiges Tüpfi aus dem Schürtobel soll nicht glauben, daß ihretwegen die Welt stillsteht.“

Aber der Zornbeschluß hätte wohl noch manchen Aufschub erfahren, wenn nicht am andern Tag etwas Unerwartetes eingetreten wäre. Gleich nach dem Mittagessen ist der Wehrtanner Urech Leu herübergekommen und hat ihn mit knappen Worten gefragt, ob er, Hannes, nicht so freundlich sein möchte, seinen spätgeborenen Sohn Otto am nächsten Sonntag in der Kirche zu Steiniggrund als Götti aus der Taufe zu heben. Als Taufgotte habe seine Schwestertochter, die Ros vom Kirschgarten zugesagt.

Es gab da nicht viel zu reden. Gewiß, Hannes Fryner durfte es dem angesehenen Nachbarn hoch anrechnen, daß er ihm die Ehre antat. Nach dem eigentlichen Beweggrund der Auszeichnung brauchte man ja nicht lang zu suchen: Urech Leu wußte gut genug, wie es auf dem Heiletsboden stand. Alte Behäbigkeit, schöner Bauernsitz. Drei Tagwerke wohlgelegener Hauswiesen. Dann die gute Sommerweide unterm vordern Brockenwald, spätgrün, aber dafür in der Sommertröckene standhaft. Vom Heilbrunnen im nahen Ranft nicht einmal zu reden, für den doch immerhin, wenn er auch etwas in Vergessenheit geraten ist, noch mancher Bergbauer ein gutes Kartoffeläckerlein hergäbe. So ungeschickt ist Urech Leu nicht, daß er seinem Schwesterkind das gute Versorgtsein hätte mißgönnen mögen, abgesehen davon, daß auf dem Kirschgarten noch vier jüngere Kinder nachwachsen.

Hannes Fryner hat nur eine Bedingung gemacht: „Es ist alles recht, es paßt mir gut, und ich tu Euch den Dienst mit Freuden, nur will ich vorher noch aus dem Wunder kommen, ob die Ros nicht allenfalls schon einen andern im Kopfe hat. Wenn das so wäre, so wollte ich mich nicht unnütz in der Leute Mäuler bringen, weil es doch nachher heißen würde, ich hätte mich bloß derhalben als Götti herzugetan, damit ich bei der Gelegenheit zu einer schaffigen Frau käme.“ Der Wehrtanner hat da nichts einzuwenden können. „Gut — wenn die Ros nein sagt, so bist du aus der Sache, da legt halt ein anderer an deiner Stelle am Sonntag den Bratenschwenker an,“ gab er zur Antwort. Daß er dabei ein Lächeln hinter den Stockzähnen verbarg, hat Hannes nicht bemerkt. —

Der Freier ist jetzt bei der dicken Spechtbuche angelangt, dem Grenzbaum zwischen Urech Leus Ortwiesen und dem zum Kirschgarten gehörenden lockern Tannengehölz. Er überlegt einen Augenblick und setzt sich dann auf das an den Stamm gelehnte Rastbänklein. Besser zu spät, als zu früh; man hat es in solchen Dingen gern, wenn nicht mehr als vier Augen sind. Die Ros wird schon warten, sie weiß, daß er kommt. Er hat gestern eine Talfahrt gemacht und beim Aufstieg den Weg durchs Bärentobel genommen; sie hat im kleinen Baumgarten abgesägtes Dürrholz zusammengelesen, und er hat ihr mit ein paar knappen Worten Bescheid getan, den Grund seines Besuches allerdings verschweigend.

(Fortsetzung folgt.)

Mit einem Doppelballon in die Stratosphäre!

Neue sensationelle Pläne Professor Piccards.

Der bekannte Stratosphärenforscher Professor August Piccard, der den Welthöhenrekord mit 17 000 Metern hält, weilt zur Zeit in Amerika und trifft hier Vorbereitungen zu einem sensationellen Aufstieg, mit dem nicht nur der eigene Weltrekord überboten werden soll, sondern auch eine ganz neue Aufstiegtechnik entwickelt wird.

Mit zwei sensationellen Ballonaufstiegen wird Professor Piccard in Jahresfrist die Welt überraschen. Der eine Aufstieg erfolgt in Amerika, und zwar in der Nähe des magnetischen Pols, und der zweite in Belgien im Ardennengebiet. Der lange, immer ein wenig komisch wirkende Gelehrte mit dem riesenhohen Schädel und den Knickerbockers, der zur Zeit bestimmt populärste Ballonist der Welt, gibt sich mit den Resultaten seiner bisherigen Aufstiege nicht zufrieden. Die Geheimnisse der Höhenstrahlen, die noch immer nicht enträtselt sind, hofft er bei diesen beiden neuen Aufstiegen weiter enthüllen zu können.

Der erste Aufstieg war primitiv und waghalsig. Der zweite Versuch wurde zielbewußter und sicherer unternommen. An den dritten und vierten Aufstieg geht man mit den großen Erfahrungen heran, die man auf den vorhergehenden Aufstiegen sammeln konnte.

Piccard im Begleitballon.

Bei den amerikanischen und belgischen Experimenten wird Professor Piccard, soweit bisher feststeht, nicht mit aufsteigen. Freilich muß man diese Nachricht nicht absolut nehmen, denn Professor Piccard leistete seiner Gattin auch nach dem ersten Aufstieg damals einen Eid, daß er nie mehr in die Himmelshöhen . . . Und als es darauf ankam, da entband ihn die Gattin von seinem Versprechen. Freilich ist auch jetzt schon vorgesehen, daß Professor Piccard im Begleitballon mitfliegt.

Entsprechend den Experimenten, die man an der Deutschen Seewarte machte — wo man Ballons, freilich unbemannt, bis zu 36.000 Meter Höhe emporschickte —, wird Professor Piccard den Doppelballon wählen. Man koppelt zwei Ballons aneinander, erreicht damit einen schnelleren und größeren Auftrieb, läßt aber nachher den einen Ballon zurück, der gewissermaßen als Ballast den anderen Ballon freigibt, der nun seinerseits in die höchsten Höhen emporschießen kann.

Während sich in dem ersten Ballon der bekannte Mitarbeiter Piccards, Max Cosyns, und der belgische Student Jack de Bruyne befinden, wird Piccard in dem zweiten, später abgehängten Ballon zusammen mit dem belgischen Ballonisten Demuyter bis zur Höhe von 9000 bis 10 000 Metern mitfliegen.

Telephongespräche zwischen den Ballons.

Während also der Höhenballon mit der Aluminiumgondel höher und höher emporschießt, rollt sich eine Telephonleitung ab, die eine Länge von 15 000 Metern hat . . . Cosyns hofft, daß sie die ganze Leitung gebrauchen; denn damit wäre ja der Weltrekord Piccards erneut überboten. Wirklich rechnet Piccard selbst damit, daß der Ballon mindestens 20 000 Meter, vielleicht sogar 22 000 oder gar 23 000 Meter erreicht.

Während dieser ganzen Zeit werden Piccard und der Höhenballon in einer dauernden telephonischen Verbindung bleiben. Die Messungen, die in dem Höhenballon gemacht werden, erfährt Professor Piccard sofort in seiner Höhe von 10 000 Metern, wo er mit seinem Freiballon schwebend bleiben will.

Man wird dieses Prinzip der Verständigung zwischen den Ballons bei dem zuerst erfolgenden belgischen Aufstieg ausprobieren und dann in Amerika bei dem Aufstieg am magnetischen Pol in gesteigertem Maße nutzbringend verwerten.

„Nur der Mensch ist zuverlässig!"

Was will Professor Piccard mit seinem neuen Aufstieg erreichen? In der Wissenschaft herrscht Unsicherheit darüber, ob die Intensität der Höhenstrahlen mit der Entfernung von der Erde zunimmt oder abnimmt. Professor Regener in Stuttgart, der unbemannte Apparateballons bis zu 20 000 Meter emporschickte, bezweifelt die Zunahme auf Grund seiner Beobachtungen. Professor Piccard hält diese Feststellungen nicht für hieb- und stichfest, weil sich nach seiner Auffassung im freischwebenden Ballon mit Instrumenten die Apparate verändern können. Nach seiner Annahme sind Aufstiegmessungen nur zuverlässig, wenn sie direkt durch Menschen ausgeführt werden . . .

Aus diesem Grunde strebt er auch einen Aufstieg am magnetischen Nordpol an, weil er hier besondere magnetische Bedingungen und auch eine Verringerung der Luftdecke vermutet, wo ihm also ganz neuartige Beobachtungen möglich wären.

Filmjagd auf Briganten.

Von **Bruno Goebel.**

In Madrid fragt man sich, was wohl aus der schönen Schauspielerin Rosita Diaz geworden sein mag, die vor einigen Wochen auf den Einfall geriet, einmal einen echten spanischen Briganten kennen lernen zu wollen. Denn bisher hatte sie unter dem Jupiterlicht nur mit geschminkten Filmräubern zu tun gehabt.

Also warf Rosita ihr Auge auf Pedro Flores, den Briganten, den die spanische Polizei seit langem vergeblich sucht und der sich wahrscheinlich in den schwer zugänglichen Bergen Andalusiens versteckt hält. Sie nahm in ihrem Wagen einen Aufnahmeapparat mit, winkte den Zurückbleibenden sorglos zum Abschied und — ward seitdem nicht wieder gesehen. Natürlich spinnen sich um die Verschwundene die wildesten Gerüchte, und da auch nicht die geringste Spur von ihr entdeckt werden konnte, so gilt es heute als ziemlich sicher, daß die schöne Rosita ihren Heldenbriganten nicht nur gefunden, sondern sich auch sterblich in ihn verliebt hat. Man nimmt als gewiß an, daß sie in seinen Armen echte Brigantenliebe genießt.

Der Fall erinnert an eine launige Geschichte, die sich vor einigen Jahren auf Korsika zutrug. Damals wurde die romantische Insel von einer französischen Filmgesellschaft besucht, die um jeden Preis einen oder noch lieber mehrere echte und in Freiheit dressierte Banditen filmen wollte. Das Unternehmen war großzügig aufgemacht worden, und die Gesellschaft drang auf mehreren Wagen mit einem Dutzend Schauspieler, die dort im Buschwald gleich zu Partnern der Banditen werden sollten, ins Innere der Insel vor.

Leider war dem Unternehmen das Glück nicht hold. Kein Bandit ließ sich blicken, oder keiner der Schäfer und sonstigen Bergbewohner, denen man begegnete und die ein recht räubermäßiges Aussehen hatten, entpuppte sich als Bandit. So mußte man sich damit begnügen, einige Wochen lang kreuz und quer durch Korsika zu fahren, schöne Naturaufnahmen zu machen, die vielleicht in einem Film eingeflochten werden konnten, und das freie Wanderleben zu genießen. Schweren Herzens entschloß man sich dann zur Rückkehr.

Zehn Kilometer vor Ajaccio, wo die Gesellschaft sich wieder nach Frankreich einschiffen wollte, kam die große Überraschung. Als die Wagenkolonne langsam eine steile Bergstraße hinaufstöhnte, tauchten aus dem Buschwald ein paar verwegene Gestalten, das Gewehr über der Schulter, auf: Es war in der Tat ein waschechter und bekannter Bandit mit seinen ständigen Begleitern. Der Leiter des Unternehmens war überglücklich. Die Verhandlungen führten schon nach kurzem zu vollem Erfolg. Der Bandit sagte seine sofortige Mitwirkung zu, eine brauchbare Stelle wurde ausgesucht, und das Filmen begann.

Die Korsen spielten ausgezeichnet. Sie waren mit Leib und Seele dabei, vor allem aber, als der Film gedreht war und die Franzosen sich dankend verabschieden wollten. Denn nun hielten die Banditen den Verdutzten plötzlich ihre Flinten unter die Nasen: „Gebt sofort die Apparate und die Filme heraus!" Die Gesellschaft, die sich noch ein paar Minuten vorher in ihren Rollen sehr heldenhaft gefühlt hatte, vergaß allen soeben erst vor dem Apparat gezeigten Mut, gab das Verlangte heraus, stieg befehlsgemäß in ihre Wagen und fuhr schleunigst aus dem Bereich der Banditengewehre nach Ajaccio.

Vom Film hat man nie wieder etwas gehört. Vielleicht ließ ihn der Bandit entwickeln und sieht ihn sich jetzt in seinen Mußestunden an.

Zwiegespräch.

Von Willy Schöller-München.

In einem matt erleuchteten warmwohnlichen Zimmer stand auf einem runden Tisch eine modisch geformte braunweiße Aschenschale. Feiner Rauch stieg von ihr auf, denn nebeneinander ruhten in ihren Rillen eine schlanke Zigarette und eine blonde Havanna.

„Ach“, seufzte die Zigarette traurig, „nun liege ich hier unbeachtet und verzehre mich in Sehnsucht nach dieser sanften, feinen Hand, die noch braun ist von der Sommersonne, so braun, wie in meiner Heimat alle Menschen sind. Und die roten Lippen küssen mich nicht mehr, denn dieser große, schlimme Mann stiehlt mir alle ihre Küsse. O, ich Arme!“

„Warum jammerst du denn so, dummes Kind?“ sagte die blonde Havanna und zischte leicht auf. „Komm, wir wollen plaudern. Was stört es mich, daß dieser große Mann lieber rotgeschminkte Lippen küßt als meinen schönen, braunen Leib! Ich lebe vergnügt weiter, aber zum Schluß spiele ich ihnen einen Schabernack.“ Und wieder zischte sie lustig und warf einen hellen Funken in die Schale.

„Du hast kein Herz“, lispelte die schlanke Zigarette, die sich schon zur Hälfte in weiße Asche verwandelt hatte, und lautlos fiel diese nun nieder. „Ich könnte weinen vor Weh.“

„Dir ist nicht zu helfen. Sieh, wie ich leuchte und sprühe! Ich freue mich meines Lebens, bevor ich sterben muß, denn unser Leben ist doch so kurz“, erwiderte die Havanna.

„Aber begreifst du denn nicht, daß unser Leben inhaltlos dahin geht, wenn wir hier so liegen und uns selbst verzehren, bis — bis — — oh . . . ich ster . . .“ Ganz leise fiel, was sie gewesen, in die braunweiße Schale nieder, und der milde Duft verlor sich ersterbend in der Stille des Raumes.

„Schade, sie war so schlank und schön, ganz mein Geschmack. Nun ist sie dahin, ohne daß jemand noch einmal an sie denkt. Ich aber will mir ein Denkmal setzen. Wartet nur, ihr undankbaren Menschen, ihr sollt an mich noch denken.“ Hiermit versuchte die blonde Havanna sich einen kleinen Ruck zu geben, was erst beim zweiten Versuch gelang, und dann ließ sie sich langsam hintenüber auf die Damastdecke fallen und fraß nun rachelustig ein Loch, immer größer und größer, bis ihr schier der Atem verging . . .

Da — ein Aufschrei.

„Deine Zigarre! Sieh nur! Ach, die schöne Decke! — Ein großes Loch . . .!“ kam es entsetzt von den roten Lippen.

Schonungslos griff der Mann nach der Havanna und drückte den schon verglimmenden Rest unbarmherzig in die Herzasche der toten Zigarette.

„O, Verzeihung, wie konnte das nur passieren?“ sagte dann etwas verlegen die tiefe Stimme. „Ich bin sehr schuldbewußt.“

„Wegen des Lochs in der Decke?“ fragte lachend der rote Mund . . .



Lustige Ecke

Üble Aussichten.



„Warum weinst du denn, Karlchen?“

„Hier steht, auf dem Lande dreschen sie mit Maschinen. Wenn das nun der Papa erfährt!?“



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel „Frohe Ostern!“



Senkrecht: 1. Monat. — 2. Expeditionsschiff Nansens. — 3. Volkshaufe. — 4. Häßliche Charaktereigenschaft. — 5. Unterhaltungsspiel. — 6. Oft mit Urlaub verbunden. — 7. Sinnbild des Osterfestes. — 8. Schmaler Weg. — 9. Nebenprodukt bei der Getreideernte. — 10. Weiblicher Vorname (Kurzform). — 11. Männlicher Vorname (Kurzform). — 12. Uniform. — 13. Verhältniswort. — 14. Buddhistische Kultstätte. — 15. Absonderung der Leber. — 16. Ausländische Münzeinheit. — 17. Zöglingsheim. — 18. Stadt an der Eger. — 19. Leitspruch.

Waagerecht: 1. Schädliches Insekt. — 2. Arbeitsruhe. — 3. Traubensaft. — 4. Tierwohnung. — 5. Gewinnanteil. — 6. Ort zum Tummeln. — 20. Militärische Formation. — 21. Musikinstrument. — 22. Stadt der Samoa-Inseln. — 23. Ausruf. — 24. Weiblicher Vorname. — 25. Milchprodukt. — 26. Musikalischer Ausdruck. — 27. Teil des Auges. — 28. Ausruf. — 29. Wärmespender. — 30. Weiblicher Vorname. — 31. Nagetier. — 32. Englisch „eins“.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ban - ber - der - der - e - e - e - es - eu - fir - frie - gal - gel - gen - ha - höl - i - ka - kra - len - lin - me - ne - ne - ni - nis - nor - o - o - pal - rei - ro - sar - sche - sau - se - se - se - se - se - sen - so - son - spie - ster - ster - tes - tu - tur.

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben einen Wunsch für unsere lieben Leser ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Großstadt an der Ruhr, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Mitternachtsonne, 4. leicht trocknender Lack, 5. Blume, 6. Halbedelstein, 7. deutscher Dichter, 8. Baum, 9. Halbjahr, 10. Symbol des Osterfestes, 11. griech. Denker, 12. türk. Kopfbedeckung, 13. bibl. Person, 14. Tanz, 15. deutscher Stamm an der Nordseeküste (Einzahl), 16. Schalksnarr, 17. nordwestafrikanischer Fluß, 18. altrömisch. Untergewand.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.